Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 81 (1955)
Heft: 19: Fremd

Artikel: Aus den Erinnerungen eines Possenreissers
Autor: Fasold, Anny / Monnerat, Pierre
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-494542

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Guy de Maupassant

Aus den Erinnerungen eines Possenreißers

In unserem Zeitalter gebärden sich die Possenreißer wie Menschenfresser und nennen sich ‹Politiker›. Den wirklichen guten Possen, die fröhlichen Streiche unserer Väter kennt man bei uns kaum mehr. Und doch gibt es nichts Unterhaltenderes und Lustigeres als einen gesunden Scherz. Wie spaßig ist es, gutgläubige Seelen zum besten zu halten, Einfältige zu verspotten, Schlaue zu betrügen und selbst die Vorsichtigsten in harmlose, komische Fallen zu locken! Was könnte köstlicher sein, als sich über gescheite Leute lustig zu machen und sie zu zwingen, über ihre eigene Gutgläubigkeit zu lachen, oder falls sie sich ärgern, mit einem neuen Scherz Rache zu nehmen? Ach, was habe ich in meinem Leben für Schelmenstreiche gespielt! Man hat sie mir auch zurückgezahlt, und – potztausend! – nicht mit schlechter Münze!

Ich will heute nur zwei davon erzählen und zwar den letzten, da ich selbst der Gefoppte war, und den ersten, den ich ausgeheckt habe.

Fangen wir mit dem letzten an, den ich weniger lustig finde, weil ich das Opfer war.

Ich war im Herbst von Freunden auf ein Schloß in der Picardie zur Jagd geladen. Selbstverständlich waren meine Freunde als Spaßmacher bekannt, andere Menschen interessieren mich gar nicht.

Bei meiner Ankunft bereitete man mir einen fürstlichen Empfang, und schon das machte mich mißtrauisch. Man feuerte Salutschüsse ab, man umarmte mich, man umschmeichelte mich, als würde man sich von meiner Anwesenheit ein besonderes Vergnügen versprechen; ich sagte mir: «Vorsicht, alter Fuchs, da bereitet sich etwas vor!»

Während des Essens wurde die Fröhlichkeit bereits viel zu laut, überbordete geradezu. Ich dachte: «Die Leute amüsieren sich mächtig und eigentlich ohne rechten Grund. Sie müssen einen tollen Streich im Schilde führen, sicher ist er mir zugedacht, und sie freuen sich schon diebisch darauf. Aufgepaßt!»

Während des ganzen Abends lachte man übertrieben viel. Ich witterte den Schabernack wie der Hund das Wild. Aber was konnte es sein? Ich war auf der Hut, ich war auf der Lauer. Ich prüfte jedes Wort, jede Anspielung, jede Geste. Alles kam mir verdächtig vor, sogar die Gesichter der Dienstleute.

Als es Zeit wurde, ins Bett zu gehen, begleitete man mich in feierlicher Prozession auf mein Zimmer. Warum? Man wünschte mir lärmend und lachend eine gute Nacht. Ich trat ins Zimmer, verriegelte die Türe und blieb, die Kerze in der Hand, unbeweglich stehen.

Im Korridor hörte ich lachen und flüstern. Man beobachtete mich ohne Zweifel. Ich inspizierte die Wände, die Möbel, die Zimmerdecke, die Vorhänge, den Fußboden. Nirgends bemerkte ich etwas Verdächtiges. Ich hörte Schritte vor meiner Türe. Bestimmt kam jemand, um durch das Schlüsselloch zu spähen.

Ein Schreck durchfuhr mich: « Die Kerze könnte plötzlich ausgehen, und dann stünde ich im Dunkeln!» Ich zündete sämtliche Kerzen an, die auf dem Kaminsims standen. Dann sah ich mich nochmals um, ohne das Geringste zu entdecken. Mit kurzen, vorsichtigen Schritten ging ich rings ums Zimmer – nichts geschah! Ich prüfte einen Gegenstand um den andern – nichts! Ich näherte mich dem Fenster. Die Fensterladen, dicke Laden aus massivem Holz, standen offen. Ich schloß sie sorgfältig, zog die schweren Samtvorhänge zu, und stellte einen Stuhl davor, um nichts von außen befürchten zu müssen.

Endlich setzte ich mich mit aller Vorsicht. Der Stuhl war solid. Ins Bett zu gehen, wagte ich nicht. Inzwischen verstrich die Zeit, und ich erkannte, daß mein Benehmen einfach lächerlich war. Wenn man mich beobachtete, würde man, schon vor dem Erfolg des vorbereiteten Scherzes, über meine Angst Grund genug zum Lachen haben.

Ich entschloß mich, ins Bett zu gehen. Aber gerade das Bett kam mir besonders verdächtig vor. Ich zog an den Bettvorhängen. Sie schienen zu halten. Trotzdem drohte hier Gefahr. Vielleicht würde eine kalte Dusche aus dem Betthimmel auf mich herunterprasseln, oder ich sollte, kaum ausgestreckt, mit meiner Matraze durchbrechen und auf dem Boden landen. Ich forschte in meinem Gedächtnis nach allen Erinnerungen an frühere Streiche. Mich sollte man nicht hineinlegen. Mich nicht! Auf gar keinen Fall!

Plötzlich fiel mir eine Vorsichtsmaßnahme ein, die ich für höchst wichtig, für unumgänglich nötig hielt. Ich ergriff vorsichtig den Rand der Matratze und zog sie langsam gegen mich. Sie kam, mit allen Leintüchern und Decken. Ich

schleppte alles genau in die Mitte des Zimmers, der Türe gegenüber, und schlug hier, so gut ich konnte, mein Lager auf, fern von der verdächtigen Bettstatt und dem unheimlichen Alkoven. Nun löschte ich die Lichter, tastete mich zurück und kroch unter die Decken.

Ich blieb noch mindestens eine Stunde wach, fuhr beim leisesten Geräusch auf. Alles im Schloß schien ruhig. Ich schlief ein.

Ich muß lange und tief geschlafen haben. Plötzlich wurde ich unsanft aus dem Schlaf gerissen, als ein schwerer Körper auf mich fiel und sich mir gleichzeitig eine heiße Flüssigkeit auf Gesicht, Hals und Brust ergoß; ich stieß ein Schmerzensgeheul aus. Zu gleicher Zeit drang ein entsetzlicher Lärm in meine Ohren, als wäre ein ganzer Schrank voll Geschirr umgestürzt.

Beinahe erstickte ich unter der Masse, die auf mich gefallen war und sich nicht mehr rührte. Ich streckte die Hände aus, um festzustellen, was es war. Ich stieß auf ein Gesicht, eine Nase, einen Backenbart. Mit aller Kraft landete ich nun einen Faustschlag in dieses Gesicht. Doch augenblicklich antwortete mir ein derartiger Hagel von Ohrfeigen, daß ich mit einem Satz aus den durchweichten Leintüchern fuhr und mich im Hemd durch die offene Türe auf den Korridor hinaus flüchtete.

O Schreck! Es war heller Tag. Auf den Lärm hin kamen alle herbei gerannt und fanden auf meinem Bett ausgestreckt den Kammerdiener, der mir den Tee bringen wollte. Er war im dunkeln Zimmer über mein improvisiertes Bett gestolpert, über mich gefallen und hatte mir dabei, ohne seine Schuld, das ganze Frühstück ins Gesicht gegossen.

Einzig durch meine Vorsichtsmaßnahmen, die geschlossenen Fensterläden, das Bett in der Mitte des Zimmers, hatte ich den gefürchteten Streich über mich heraufbeschworen.

An diesem Tag hatte man wirklich etwas zu lachen!

Der zweite Streich datiert aus meiner frühesten Jugend. Ich war fünfzehn und verbrachte meine Ferien bei den Eltern, ebenfalls in einem Schloß in der Picardie.

Wir hatten häufig den Besuch einer alten Dame aus Amiens. Sie war unerträglich, grämlich, boshaft, rachsüchtig und keifte und nörgelte beständig. Mich haßte sie, warum, weiß ich nicht, sie hörte nicht auf, gegen mich zu hetzen und jedes Wort schlecht auszulegen. Ach, war das eine Hexe!

Sie hieß Dufour, trug eine kohlschwarze Perücke, obwohl sie mindestens sechzig war, und setzte lächerliche Häubchen aus rosa Bändern darauf. Man hatte Respekt vor ihr, weil sie reich war. Ich aber haßte sie aus tiefstem Herzensgrund und war entschlossen, mich für ihre Bosheit zu rächen.

Ich hatte die fünfte Gymnasialklasse hinter mir. In der Chemie war ich damals besonders beeindruckt von einer Substanz, die man Calciumphosphid nennt, und die sich, ins Wasser geworfen, entzündet, explodiert und eine weiße Wolke stinkenden Rauchs entwickelt. Ich hatte einige Handvoll dieses Stoffes, der aussah wie gewöhnliche Kristalle, geklaut, um mich während der Ferien damit zu vergnügen.

Meinen Racheplan erzählte ich meinem gleichaltrigen Vetter, der aber ob meiner Kühnheit entsetzt war.

Eines Abends nun, als die ganze Familie sich im Salon aufhielt, drang ich verstohlen in Madame Dufours Zimmer ein, und bemächtigte mich ... (Verzeihung, meine Damen) eines Gefäßes von runder Form, das man gewöhnlich nicht weit vom Kopfende des Bettes versteckt hält. Ich vergewisserte mich, daß es vollständig trocken war, und schüttelte eine gute Handvoll Calciumphosphid hinein.

Dann versteckte ich mich im Dachstock und wartete. Bald verriet mir das Geräusch von Stimmen und Schritten, daß man sich in die oberen Zimmer begab; dann wurde es still. Nun schlich ich barfuß hinunter, hielt den Atem an und guckte durch das Schlüsselloch ins Zimmer meiner Feindin.

Sie ordnete mit Sorgfalt ihre Siebensachen, entkleidete sich langsam und zog einen großen, weißen Bademantel an, der an ihrer knochigen Gestalt zu kleben schien. Sie nahm ein Glas, füllte es mit Wasser und steckte eine Hand in den Mund, als wollte sie sich die Zunge ausreißen. Heraus zog sie etwas Rosa-Weißes, das sie sofort ins Wasser versenkte. Ich hatte Angst, als hätte ich in einem schrecklichen, schändlichen Geheimkult beigewohnt. Dabei war es nur ihr Gebiß, das sie entfernt hatte.

Nun nahm sie die dunkle Perücke ab, und es erschien ein kleiner Schädel, bestäubt mit ein paar weißen Haaren, was so komisch aussah, daß ich, dieses Mal, beinahe laut aufgelacht hätte. Nun verrichtete sie ihr Nachtgebet, erhob sich, näherte sich meinem Racheinstrument, stellte es in die Mitte des Zimmers, ließ sich nieder und breitete ihren Bademantel rund um sich aus.

Ich wartete klopfenden Herzens. Sie war ruhig, zufrieden, glücklich. Ich wartete ... nicht minder glücklich; wie man es eben ist, wenn man sich rächt.

Zuerst hörte ich ein leichtes Geräusch, ein Plätschern, dann sofort eine Reihe von Detonationen, dumpf wie eine Gewehrsalve in weiter Ferne.

In dieser Sekunde malte sich auf Madame Dufours Gesicht Schrecken und Entsetzen. Ihre Augen öffneten sich weit, schlossen sich, öffneten sich wieder, dann sprang sie mit einer Behendigkeit auf, die ich ihr nie zugetraut hätte, und sie sah .....

Die weiße Substanz knisterte, prasselte, knallte. Das Geschirr war voll kleiner, flinker Flammen, schwimmend wie die Feuer der alten Griechen. Ein dichter Qualm erhob sich nun, stieg gegen die Decke, ein seltsames Rauchgewölk ... furchterregend wie ein Hexenspuk.

Was mußte die arme Frau denken? Dachte sie an Teufelslist? An eine fürchterliche Krankheit? Glaubte sie, daß dieses Feuer ihrem Innern entstammte, in ihren Eingeweiden brannte, aus ihr speiend wie ein Vulkan oder explodierend wie eine zu stark geladene Kanone?

Sie blieb stehen, starr vor Grauen, den Blick auf das Phänomen gerichtet. Plötzlich stieß sie einen Schrei aus, wie ich ihn noch nie gehört hatte, und fiel auf den Rücken.

Ich flüchtete und vergrub mich in meinem Bett. Ich schloß die Augen, um mich selbst davon zu überzeugen, daß ich nichts angestellt, nichts gesehen, daß ich überhaupt mein Zimmer nicht verlassen hatte. Ich sagte mir: «Sie muß tot sein! Ich habe sie umgebracht!» Ich horchte ängstlich auf die Geräusche im Haus. Man kam und ging; ich hörte reden; dann hörte ich lachen; dann aber hagelte es Schläge von einer väterlichen Hand.

Am nächsten Tag war Madame Dufour sehr bleich. Sie trank jeden Augenblick Wasser. Vielleicht versuchte sie, trotz den Versicherungen des Arztes, eine Feuersbrunst zu löschen, die sie in ihrem Innern eingeschlossen glaubte. Wenn man, nach diesem Tage, mit ihr von Krankheiten sprach, stieß sie einen tiefen Seufzer aus und murmelte: «Oh! Madame, wenn Sie wüßten! Es gibt eigenartige Krankheiten .....»

Das war alles, was sie davon sagte.

(Uebersetzt von Anny Fasold)